



Hélène Jousse

Die Hände  
des Louis Braille

*Aus dem Französischen von  
Christine Cavalli & Michael Hohmann*

Roman

Faber & Faber

Originaltitel: Les Mains de Louis Braille  
Éditions Jean-Claude Lattès, Paris

Für Louis, dessen Hände seine Augen waren.  
Für Rose, die so gut sehen kann.

»Das Kind diktiert, der Erwachsene schreibt.«  
*Julien Green*

»Braille war bescheiden, zu bescheiden ...«  
*Joseph Guadet*

## Drehbuch, Szene 1. Drei Jahre alt. Coupvray

Es ist ein regnerischer Julitag. Ein Morgen im Sommer 1812. In der Frühe war es noch heiter, dann folgten Regenschauer. Louis mag den Regen, weil er die Familie vereint. Wenn es regnet, geht seine Mutter nicht aufs Feld, bleibt lieber zu Hause bei ihm und seiner älteren Schwester. Manchmal zieht es auch seinen Vater in die sanfte und warme Geborgenheit in der Mitte seines Hauses. Er verlässt seine Werkstatt, gesellt sich zu ihnen an den Kamin, um, wie der Geizige, sicherzugehen, dass sein Schatz noch da ist.

Seit dem Tag, als die Mutter von Louis gebieterisch und verspielt die Postkutsche von Meaux mitten in der Landschaft anhalten ließ, damit Louis hören konnte, wie die Wassertropfen auf dem mit Leinentuch überzogenen Dach der Kutsche zerplatzten, ist der Junge ganz verrückt nach dem Geräusch des Regens. Sein Leben lang wird er es lieben. Seine gutmütige Art ist nicht nachtragend.

Aber heute ist seine Mutter trotz des Gewitters und ganz gegen ihre Gewohnheit nicht da. Da sie ihr Gemüse auf dem Markt verkaufen muss, wollte sie ihn, aus Angst, er könne sich erkälten, nicht mitnehmen. Sie hat ihn in die Obhut ihres Mannes gegeben, in der Werkstatt, wo das Kind gerne herumschnüffelt.

Louis liebt es, zeitig aufzustehen, um einen Vorsprung vor dem jungen Tag zu haben, vor seinen schlummernden Eltern, vor seiner schlummern- den Schwester. Er stöbert herum. Die Gegenstände und ihr geheimnisvoller Tanz beschäftigen ihn. Die Sachen sagen ihm viel über die Leute. Alles scheint zu ihm zu sprechen. In seiner kleinen Kleinkinderwelt sieht er alles, und alles ist groß.

Monsieur Braille setzt den letzten Stich an ein Zaumzeug für den Notar, der sicher bald mit seinem Pferd zu ihm kommt. Er gilt als gewissenhaft und geschickt, so kommen die Leute von weit her, um ihm Aufträge zu geben, ihm, keinem anderen. Louis sieht das. Ist stolz darauf. Der Sattler liebt sein Handwerk, das seine Hände in Bewegung bringt, aber auch, bei der Gewissenhaftigkeit, die jeder Handgriff verlangt, das Beste in seinem Verstand.

Der kleine Junge steht da, beobachtet seinen Vater bei der Arbeit. Für ihn sind es nicht Handgriffe eines geschickten Handwerkers, die er sieht, sondern ein immer wieder neuer Tanz und jedes Mal voller Abwechslung. Das Gesicht ist auf der Höhe der Werkbank, und so beobachtet Louis, wie die Hände seines Vaters davonfliegen, wie sie ein Werkzeug greifen, dann, wie sie sich auf das weiche Leder legen. Seine beiden wunderbar geformten Arme beugen und strecken sich rhythmisch beim Schleifen, Schneiden, Stechen, Krümmen, Dehnen, Polieren. Sein lockerer, lebhafter Oberkörper passt sich geschmeidig jedem Handgriff an. Louis schaut diesen schönen Riesen an, der über ihm hin- und herschwingt.

Das Kind kann den Blick nicht von diesem kraftvollen Körper des Vaters lassen, als wär's eine Welt für sich. ER sieht da eine glänzende Mechanik, die in der Lage ist, falls nötig, die große Mechanik drum herum neu zu errichten. Der drei Jahre alte Louis – dreieinhalb genau, sagt er – bekommt vor Bewunderung ganz große Augen für diesen mächtigen Mann, der nicht nur da ist, sondern ihn zum Glück liebt, ihn, so klein. Da sagt er sich, das ist nicht nichts, was er ist, wo sich der Koloss so tief und so oft zu ihm hinunterbeugt. Das macht ihn glücklich, ganz einfach und so tief glücklich, das Recht zu haben, da zu sein.

Die beiden haben den Morgen gemeinsam in der Werkstatt verbracht – einen jener Kindheitsmomente, in denen die Zeit sich dehnt, wo die Glückseligkeit des Augenblicks den Augenblick danach ansteckt, Momente des Glücks, wo das Glück uns glauben lässt, es fände nie ein Ende.

Monsieur Braille verlässt kurz seine Werkbank, um das Zaumzeug am Hals des Pferdes aufzuziehen, sein Kunde wartet draußen, völlig durchnässt. Louis bleibt allein. Allein in der väterlichen Welt, die für ihn schon die seine ist. Nachdem er lange seinen Blick hat umherschweifen lassen, fängt er an, die von seinem Vater hergestellten Dinge aus Leder zu berühren. Danach die Gegenstände, welche die Gegenstände herstellen, die kostbaren Werkzeuge, Verlängerungen der väterlichen Hand. Und dann hält er sich für seinen Vater ... Wie könnte es anders sein.

Er hievt sich auf den Drehschemel, greift stehend mit einer Hand nach einem Stück Leder und mit der anderen nach dem metallenen Stichel, den der Handwerker bediente. Er wird seinem Papa helfen, seine Arbeit fortsetzen. Dieser wird stolz auf ihn sein. Vom Hof hört er die tiefe Stimme des

Vaters. Sicher und entschieden, beschließt er, die Bewegung nachzuahmen, deren Ausübung er schon so oft sah. Das Werkzeug, o Wunder, gehorcht ihm. Er stellt fest, wie mühelos er die Handgriffe des Sattlers wiederholt. Da macht er es noch einmal. Er ist verblüfft. Als ob seine Hand schon alles wüsste. Er betrachtet das Stück punziertes Leder. Zufrieden stößt er einen Seufzer aus, entspannt sich, und genau in dieser Sekunde dreht sich der Schemel und sein Körper hängt in der Luft. Im Fallen noch hält er den Stichel fest in der Hand, er bohrt sich in sein Auge. Ein Aufschrei zerreißt den Raum, der ihn vom Vater trennt. In der nächsten Minute ist Simon da und hält den kleinen leblosen Bub, das Gesicht voller Blut, in seinen Armen. Dies ist sein Kind. Diese lange Minute wird sich Simon Braille nie verzeihen. Und dennoch wird sie für das Leben seines Sohnes zum Schicksal. Was ist denn ein Schicksal, wenn nicht ein Leben, welches dem Leben der anderen eine neue Wendung gibt.

## *Rotes Heft von Constance*

Heute bin ich seit einem Jahr Witwe. Ich habe keine Blumen auf den Friedhof gebracht. Mit den Augen zum Himmel denke ich an ihn.

Im letzten Jahr erblindete er allmählich. Da aber keiner wusste, dass es sein letztes sein würde, erlernte er die Brailleschrift, um in den kommenden Jahren lesen zu können. Ich hatte beschlossen, es mit ihm zu tun, und mir im Nationalen Institut für junge Blinde am *Boulevard des Invalides* ein Lehrbuch besorgt. Außerdem hatte ich mir ein Kinderbuch über Louis Braille, *L'enfant de la Nuit – Das Kind der Nacht*, von Margaret Davidson ausgeliehen, und es ihm dann laut vorgelesen, für uns zwei.

Das Erlernen der Brailleschrift fiel mir nicht leicht. Ich konnte mit dem Auge das ganze Alphabet lesen, aber mit den Fingern war das etwas anderes. Ich tat so, als würde ich nicht aufgeben, aber ich schaffte es nicht. Ich hielt immerhin die Illusion aufrecht, damit wir zusammenblieben. Es war, als wollte ich um jeden Preis an einem Spiel teilnehmen, bei dem ich ein wenig geschummelt hatte, um im Rennen zu bleiben.

Diese Momente waren voller Heiterkeit, wie aus der Zeit gefallen. Wir ahnten nicht, wie kostbar sie waren. Angesichts der kleinen Punkte von Braille wurden wir zu Kindern, waren beide überwältigt von diesem einfachen und genialen Kode, den sich ein hartnäckiger kleiner Junge ausgedacht hatte. Etwas wie Scham ergriff uns, nicht gewusst zu haben, wie sehr dieser frühreife Junge die Welt verändert hatte. Eine Welt, die bis jetzt nicht die unsere war. Warum müssen uns die Dinge erst nahekommen, damit man neugierig wird? Nähert man sich nur dem, was sich uns nähert?

An diesem Jahrestag habe ich den Ort besucht, an dem Louis seit 1952 ruht. Eben dort, im *Panthéon*, und nirgendwo anders, hatte ich Lust, mich innerlich zu sammeln. Die Junihitze war erdrückend. Trotz meiner nackten Arme und Beine fühlte ich mich immer noch zu warm angezogen. Als ich unter die Kuppel trat, hatte ich das Gefühl, in eine kühle Quelle einzutauchen. Ich stieg die Stufen zur Krypta hinunter, wie wenn man in eine Höhle eindringt, und glitt in einen Zustand, in dem ich neben mir stand.

Wir hatten vor, diese Reise zu Louis gemeinsam machen. Ich hatte es versprochen. Es sollte ein Jahr ins Land gehen für die Entscheidung allein dorthin zu gehen. Ich glaube, ich habe keine Eintrittskarte gekauft, noch sonst irgendetwas entschieden. Ich fand mich in der Krypta wieder, wandelte durch die schnurgeraden, aus Stein gehauenen Gänge, irrte aufrecht, so klein ich war, zwischen den hier liegenden großen Menschen herum. Mit einem Mal stand ich vor seinem Grab. Ich weiß nicht, wie lange ich dort blieb. Ich begann zu weinen, endlich den Schraubstock zu lösen, der seit Monaten mein Herz zusammenpresste. Da fühlte ich, wie sich behutsam eine Hand auf meine Schulter legte. Eine schwächliche und sehr elegante alte Dame sah mich voller Mitgefühl an. »Weinen Sie doch nicht so, Mademoiselle, er ist schon mehr als hundertfünfzig Jahre tot.«

## *Rotes Heft von Constance*

Thomas, er brachte die ganze Sache ins Rollen. Er hat immer das Wirkliche zurechtgeschnitten, wie man einen Marmorblock zuschneidet. Kannte kein Zögern beim Meißeln.

Ich war mit ihm am Tag nach meinem Besuch im *Panthéon* verabredet, um mit ihm über den Verkauf der Rechte an meinem letzten Stück zu sprechen, das er für den Film bearbeiten wollte. Und da hatte ich zweifelsohne keine Lust, nur über die Arbeit zu reden, und sprach über Louis Braille, über seinen Unfall, die Infektion, das erfinderische Kind, das Grab mit der Inschrift in Braille, die alte Dame und ihre zarte Hand auf meiner Schulter und über alles, was ich über Louis weiß und an ihm liebe. Mir standen die Tränen in den Augen. Dieses geniale Kind berührt mich mehr, als ich gedacht hätte. Thomas hörte mir wortlos zu, mit offenem Mund, stellte mir dann, wie es seine Art ist, einige präzise und unerwartete Fragen.

Nach dem Mittagessen lud Thomas mich in sein Büro ein. Plötzlich wurde er ernst und sprach mit mir, als hätte ich keine Wahl. Nichts zu entscheiden, entsprach voll und ganz diesem schwindelerregenden Moment meines Lebens. Nichts zu wollen. Soll man doch für mich wollen. Ich war bereit, jedweden akzeptablen Vorschlag anzunehmen, der mich im Fluss des Lebens hielt. Glücklicherweise war es dieser: »Constance, machen Sie ein Drehbuch über das Leben von Braille«, bat er mich, so als würde er mir sagen: »Machen Sie ein Kind mit mir.« Pragmatisch fuhr er fort: »Die Finanzierung steht, wenn der Film bis zum Festival von Cannes fertig wird. Es muss schnell gehen. Sie haben zwei Monate Zeit, Constance. Das wird ein richtiger Wettlauf mit der Zeit. Ich will Sie dafür und sonst keinen.«

Ich bin ohne mein Zutun eine sogenannte Erfolgsautorin geworden. Ich habe mehrere Stücke geschrieben, die sehr lange auf dem Spielplan standen, und über fehlende Angebote kann ich nicht klagen. Thomas weiß das. »Ich stecke in der Scheiße, mein letzter Film war ein Flop, ich brauche Sie. Ich verdopple Ihre üblichen Tarife. Außerdem gebe ich Ihnen Produzentenanteile.« Er sprach zu mir wie früher, als sei ich völlig

in Ordnung. »Ohne Sie hätte ich nie etwas über diese Geschichte erfahren.« Thomas hatte immer ein Händchen für geeignete Filmstoffe. »Wie Sie mir das erzählt haben ... Das hat mich angesprungen, das muss ein Film werden! Sie haben mich eben tief bewegt. Ich wollte Ihr Stück für den Film bearbeiten, aber gerade habe ich meine Meinung geändert. Unser Mittagessen ist kein Zufall, und nun kommen Sie mit Ihrem Braille. Bevor Sie mir das erzählt hatten, war er nur ein Name. Jetzt ist er eine Person, ich sehe ihn!«

Thomas hörte nicht mehr auf. »Los geht's, Constance, ich brauche Sie.« Ich mag seine Aufforderungen. »Gehe, lauf, flieg«, sagt er mir, wo ich kaum laufen kann.

Ich kenne ihn gut in solchen Momenten. Kaum ist ein Projekt in Sicht, legt er sich das Plädoyer im Mund zurecht, das er jedes Mal frisch aufischt, wenn er wieder mal jemanden überzeugen muss. Er scheint zu vergessen, dass ich als Erste überzeugt war, wo ich es doch war, die ihm vor einer knappen Stunde von Louis erzählt hat. Thomas ist auf beunruhigend leichte Art besitzergreifend. Ich habe ihm Braille vorgestellt, und er verkauft ihn mir. Ich habe ihm einen Jungen gezeigt, er sieht ein Projekt. Thomas gefällt sich dabei, alles in ein Abenteuer umzumünzen, aus einem Nichts eine Eroberung zu machen. Eines Tages hat er mir erzählt, sein Idol sei Alexander der Große.

Kennengelernt habe ich ihn, als er gerade mal achtzehn Jahre alt war. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, den verwirrten, aber hochbegabten Jugendlichen aus einem meiner Stücke zu spielen. Er war an meine Adresse gekommen und zu mir gestolpert, um mich davon zu überzeugen. Er siezte mich, ich hingegen konnte nicht anders, als diesen dreisten Bengel zu duzen. So ist es geblieben. Was übrigens Thomas noch nie daran gehindert hat, zuweilen familiär oder gar grob zu sein. »Constance, Sie gehen mir auf den Geist!«, entfährt es ihm, wenn ich herumrögle oder seinem Tempo nicht folge.

Als er befand, unser Treffen sei beendet, stand er auf, bedeutete mir zu gehen, um mich an die Arbeit zu machen. Er kann zügig arbeiten oder, wenn es die Umstände erfordern, palavern wie sonst keiner. Seine Intuition ist ihm eine gute Richtschnur. Nur manchmal nimmt er sie nicht ernst genug. An diesem Tag, wo er mich wie ein kleines Mädchen

ansprach und mich zugleich um Hilfe bat, war es die beste Art, mich an Bord zu holen.

Wie ich das Büro von Thomas verließ, ging ich Richtung Nationales Institut für junge Blinde. Ich begann, im Leben von Louis zu wühlen, verrückte Wege zu entdecken, die er sich gebahnt hatte.

Sollte ich wieder neugierig werden?

## **Drehbuch, Szene 2. Vier Jahre alt. Das Haus Braille:**

Seit dem »Sturz von Louis«, wie es verschämt im Dorf heißt, ist sein Vater eigenartig verstummt.

Seit diesem Tag sagt sich Simon unaufhörlich, er hätte den Unfall verhindern können. Was soll man da noch reden. Alles scheint ihm belanglos angesichts der Schwere des Vorfalls, der das Leben seines Sohnes für immer belastet. Also schweigt er. Erstaunlicherweise verständigen sich Simon und Louis keinesfalls weniger, im Gegenteil. Alles, oder fast alles zwischen ihnen, geschieht über den Tastsinn.

Seine Mutter aber, sie hat mit einem Schlag den Blick eines Sohnes und die Stimme eines Ehemanns verloren. Als sie das versteht, bekommt sie Angst. Die Zeit ist ernst. Es ist, als würde das Haus flüchten. Wenn das Leben flieht, was dann?

Sie spürt, wie eine unendliche Traurigkeit sie erfasst. Dann, eines Abends, als sie keinen Schlaf findet, fängt sie aus Verzweiflung an zu reden, ganz alleine, oder vielmehr mit ihrem Mann, da sie denkt, auch er schliefe nicht. Wenn er schon nicht mehr sprechen will, wird sie nicht schweigen, sie nicht!

In dieser Nacht beginnt sie, ihren Tag zu erzählen, bis in die kleinste Einzelheit, die ihn von anderen Tagen unterscheidet. Dann wiederholt sie ein albernes Gerücht, das ihr die Hebamme zugetragen hat, und erklärt, aus welchem Grund sie kein Wort davon glaubt –Madame Braille ist ein Lügendetektor sondergleichen. Sie redet über das Wetter von morgen, regnerisch, was ihr für ihren Gemüsegarten gerade gut in den Kram passt.

Als Madame Braille schließlich keine Belanglosigkeiten mehr auf Lager hat, ertappt sie sich dabei, zu schildern, was das ihnen widerfahrene Unglück mit ihr macht. Sie hört in dem Moment zu reden auf, als Schluchzer ihre Stimme verschlucken. Und genau da hört sie neben sich eine andere Stimme als die ihrige, eine tiefe Stimme, herrisch und zärtlich zugleich: »Mach weiter!«

Seit diesem Tag macht sie weiter. In der Nische des Gemeinschaftsraumes mit dem Ehebett, abgetrennt nur durch einen schweren Vorhang, sitzt die



Mutter von Louis, angelehnt an zwei dicke Kissen aus Gänsefedern, Abend für Abend in ihrem behelfsmäßigen Baldachin, stolzer als eine Königin, und hält ihren Monolog an ihren geheilichten Stummen.

Simon sagt nichts dazu, ergötzt sich aber an diesen Erzählungen. Sie haben nichts Erbauliches an sich, aber halten ihn im Gleichgewicht, helfen ihm, sein Dasein und seine Frau etwas mehr zu lieben. Wo er am liebsten nicht mehr sprechen können will, übersetzt sie das Leben in Worte. Für nichts in der Welt würde er seinen Abenddämmer-Fortsetzungsroman versäumen. Er hat eine andere entdeckt, versteckt hinter der Frau, die er vor fünfundzwanzig Jahren geheiratet hat. Sie auch. Sie ist wie diese Witwen, die sich nach dem Tod ihres Mannes den anderen und sich selbst offenbaren. Ihrer ist nicht tot, aber faßt. Die Familie ist mit knapper Not davongekommen. Und Simon freut sich heimlich, das Sprechen aufzugeben zu haben. Seine Frau macht es so gut.

Sie wissen beide nicht, dass auch die zwei Kinder, die auf dem neben ihnen ausgelegten Strohbett eigentlich schon schlafen sollten, sich angewöhnt haben, auf die Geschichten von Madame Braille für ihren Mann zu warten. Sie wird für ihn wie für sie weitermachen, auch als er wieder zu sprechen beginnt. So kommt es, dass sie bei Einbruch der Dunkelheit kaum zu atmen wagen, wenn sie an den Lippen der Familienmutter hängen, mit leichtem und sanftem Atemstillstand, den manche Erzählungen auslösen. Das Haus atmet wieder auf.

### Drehbuch, Szene 3. Sechs Jahre alt. Coupvray

Madame Braille ist fromm, aber nicht bigott. Ihr Mann geht seit dem Unfall von Louis nicht mehr zur Messe – »ein lieber Gott kann kein solches Elend zulassen« –, sie aber, unerschütterlich in ihrem Glauben, begibt sich nach wie vor jeden Sonntag dorthin. Allerdings hat sie nach dem Unfall ihres Sohnes ihre eigene Art des Katholischseins erfunden. Sie geht nicht mehr zur Beichte und zur Kommunion und hat sich dafür beim Pfarrer nie gerechtfertigt. Sie betet, wo sie will, wie sie will und wann es ihr in den Kram paßt, manchmal übrigens singend und oft, wenn sie von etwas Schönerem hingerissen ist. Eines Tages bittet sie den Pfarrer, ihr sein Pfarrhaus zur Verfügung zu stellen, um den Kindern des Dorfes, deren Eltern beinahe zur Hälfte Analphabeten sind, Geschichten vorzulesen. Sie behauptet, Kinder, denen man früh mit Lesungen kommt, hätten später auch noch Lust darauf.

Der Pfarrer kann ihr nichts verwehren. Seitdem gibt es nach der Messe im Pfarrhaus jeden Sonntag »die Geschichten von Madame Braille«. Und die Eltern bleiben unter dem Vorwand, ihre Kinder begleiten zu müssen, nur zu froh darüber, dass die Bücher endlich auch zu ihnen sprechen.

Pater Palluy schätzt die Familie Braille sehr und hängt besonders an ihrem kleinen Jüngsten. Der lebhaft Louis fing zu laufen an, bevor er ein Jahr alt war. Er gehört zu den wachen Geistern in einem springlebendigen Körper. Nichts schien seiner Beobachtung während seiner ersten drei Lebensjahre zu entgehen. Trotz des Unfalls ist das Kind sehr verspielt und immer auf der Lauer, das vom Rest der Familie vergötterte Nesthäkchen.

Bei seiner Geburt war seine Mutter fast vierzig, und die zwei Großen, ein Mädchen und ein Junge von sechzehn und vierzehn Jahren, hatten den Schoß der Familie schon verlassen, um arbeiten zu gehen. Nur Marie-Céline, zwölf Jahre älter als Louis, spielt zu Hause noch die große Schwester. Wenn sie in der Schule ist und Madame Braille auf ihrem Feld, holt der Pfarrer Louis ab.

Er beschreibt und benennt ihm die Dinge in der Natur, die Louis nicht sehen kann. Seine Leidenschaft gehört der Botanik, die er auf ihren Spaziergängen durch die Felder an Louis weitergibt. Er bindet ihn an sich und

gibt ihm zugleich einen Spielraum, indem beide jeweils ein Ende der Kette seines Weihrauchgefäßes festhalten. So ziehen sie durch die Gassen von Coupvray, mit Vorliebe durch jene, die südlich an den mit Weinstöcken bedeckten Hügeln liegen. Louis liebt es, wenn das warme Licht seine Haut liebkost. Das zu verspüren, ist für ihn die einzige Möglichkeit, die Sonne zu *sehen*. Der Pater weiß das. Sie gehen auch gern zu den Mühlen, deren Geräusche Louis faszinieren. »Das ganze Mehl der Pariser, das haben sie uns zu verdanken«, erklärt ihm der Pater lachend.

In der mehr im Schatten liegenden *Rue des Ânes* lehnen sie sich an die imposante Eiche am Straßenrand und ruhen sich beide aus, ohne dass man es ihnen anmerken würde.

Anfangs wunderten sich die Dorfbewohner über dieses gesprächige Gespräch des Geistlichen und des kleinen Blinden. Dann gewöhnten sie sich daran, den einen immer dem anderen vorausgehen zu sehen.

Die Natur und seine Lehrstunden begeistern Louis, die Geschichten aus der Bibel auch, aber er verlangt immer mehr und lässt den alten Abt an seine Grenzen stoßen. Dieser entschließt sich nun doch, zu Becheret zu gehen, dem gerade erst eingesetzten jungen Grundschullehrer, der bereits mit seiner einzigen Klasse überfordert ist. Der Pater vermutet in ihm einen Feind der Kirche, weil er weder zur Messe erscheint, noch sich jemals die Zeit nimmt, mit ihm zu sprechen.

Palluy versucht ihn davon zu überzeugen, dass Louis kein Kind wie die anderen ist. Er meint damit, kein Blinder wie die anderen. Kein Blinder geht zur Schule. Warum sollten sie auch? Lesen werden sie niemals. Das ist zunächst, wie erwartet, die Antwort des Lehrers.

Dem Drängen des Paters, der verspricht, Louis werde keine Belastung sein, gibt er schließlich nach. Louis ist erst sechs Jahre alt. Er setzt ihn in eine Ecke, wie ein kleines Möbelstück, mit dem man nichts anzufangen weiß und das für einige Zeit untergestellt werden soll. Er vergisst ihn nahezu. Louis tut das Seine dazu, damit es so bleibt. Er hat bereits verstanden, was von ihm hier, dem einzigen Blinden unter Sehenden, erwartet wird, nämlich nicht aufzufallen. Eines Tages aber beginnt das kleine Möbelstück die Lippen zu bewegen, so als wolle es anstelle eines Schülers antworten, der nichts weiß. Der Lehrer erteilt Louis das Wort, der gegen alle Erwartung

richtig antwortet. Er befragt ihn wieder und wieder und begreift, dass Louis klammheimlich und nur nach Gehör in kaum mehr als sechs Monaten nicht nur alle Grundlagen der Arithmetik, sondern auch der Grammatik, der Geschichte und der Geografie erfasst hat. In den folgenden Monaten und als Reaktion auf seine eigene Dummheit setzt der Lehrer alles daran, das Kind so umfassend wie möglich von seinem Unterricht profitieren zu lassen.

Das Kind der Brailles erweist sich schnell als bester Schüler, da es nach einmaligem Hören alles behält, was es hört. Becheret war aufgefallen, dass Louis sich während des Unterrichts rhythmisch hin- und herwiegt. Anfangs war der Schüler damit sehr zurückhaltend, dann, wie er Vertrauen fasste, machte er es ganz offen und erklärte seinem neugierig gewordenen Lehrer, dass er sich so alles viel besser merken könne, dass dies seinem Körper erlaube, das Gehörte aufzunehmen. Kurzum, alles, was dem fruchtbaren Geist von Louis Braille angeboten wird, trägt unverzüglich Früchte. Der Lehrer, der einige Jahre lang die Klugheit von Louis so weit begleitet hat, wie es ihm sein bescheidener Berufsstand ermöglicht, unternimmt alles, damit Louis' Bildung nicht stehenbleibt, und verliert kein Wort darüber. Und er gesteht sich nicht ein, wie sehr ihn das verzweifelte Gesicht von Louis aus der Fassung bringt, wenn er seinen Schülern sagt, »holt euer Buch raus und schlagt es auf Seite zwanzig auf«.

Bevor er Louis kennenlernte, hatte sich Becheret nie gefragt, wie ein Blinder Zugang zum Inhalt von Büchern finden konnte. Bis auf den belesenen und wunderbaren Valentin Haüy dreißig Jahre früher hatte sich keiner jemals um das Schicksal der Blinden gekümmert. Das findet der Lehrer nach einigen Nachforschungen heraus.

Er möchte mehr über diesen Mäzen, diesen Valentin erfahren, der ohne sonderlichen Grund, außer dem der Herzensgüte, ihnen seine Zeit und sein Geld gewidmet hatte. Er hat es sogar gewagt, ein für die Zeit verrücktes Versprechen abzugeben: »Ich werde die Blinden zum Lesen bringen.« Je mehr Becheret darüber erfährt, umso mehr schämt er sich für seine Dummheit und seinen Irrtum, die ein früheres Interesse für Louis verhinderten. Das Leben liefert manchmal triftige Gründe für Selbstscham, zugleich aber die Gelegenheit, das wiedergutzumachen.

Wenn ein aufgeklärter Philanthrop die Idee für eine Blindenschule hatte, sie dann auch gründete, wird er, der einfache Grundschullehrer, den Weg finden, seinen Louis Braille dort unterzubringen. Sicher, sie ist weit weg, in Paris, und kostet Schulgeld, aber er schwört sich, das zu schaffen.

Es reicht, das Geld dort zu holen, wo es ist. Er weiß, was das betrifft, hat der alte Pfarrer mehr Chancen als er, für einen Schwung an Nächstenliebe zu sorgen. Worum der Pfarrer bittet, ist halt der liebe Gott, der euch darum bittet. Faßt Arm in Arm und sich auf das Äußerste zusammenreißend – denn grün sind sich die beiden nicht, weil eben beide in Louis vernarrt sind – suchen sie den Grundherrn der Gegend auf, den Marquis d’Orvilliers, Eigentümer des Schlosses im Dorf.

Dieser versteht mit zunehmendem Alter seinen Rang und sein Vermögen als Privilegien, die auch anderen als ihm nützlich sein können, wenn sich denn die Gelegenheit dazu bietet. Der gewieftete Pater Palluy serviert ihm eine solche auf dem Silbertablett: Das Leben eines armen blinden Kindes liege in seinen Händen. Der Marquis hat nicht nur ein gutes Herz, auch die Vorsehung will, dass er einer der zahlreichen Stifter war, die es ermöglichen, 1786 das *Institut royal des jeunes aveugles*, das berühmte Königliche Institut für junge Blinde von Valentin Haüy zu gründen. Ein Brief des betagten Adligen an den Direktor der Einrichtung wird ausreichen, dem jungen Braille die Aufnahme zu ermöglichen. Um die Schönheit seiner Handlung zu vervollkommen, beschließt Orvilliers, die vom Internat verlangten Kosten für die nächsten Jahre zu übernehmen. Die Stunde rückt näher, vor dem alten St. Petrus Rechenschaft abzulegen. Das Gute geschieht nicht immer nur aus guten Gründen.

Aber solche Gründe, auch wenn sie nur wenige Gramm wiegen, bringen die Waagschale in Bewegung. Auf dieser nun steht Louis, bedrückt, streckt seine kleinen Arme in die Zukunft aus und hofft, dass sich die Balance umkehrt.

So also, und ohne sein Wissen, hat die geheime und wenig wahrscheinliche Koalition von Geistlichkeit, Adel und drittem Stand bewirkt, dass das Kind ohne Blick, das nicht dazu vorgesehen war, in die einzige Schule des Landes aufgenommen wurde, die es retten könnte.

Am Ende war er es, der sie rettete.

Louis, als kleines Kind in eine Familie hineingeboren, wo er zuerst geliebt und dann, nach dem Unfall, geliebt und beschützt wurde, findet Güte normal, so wie ein Fisch das Süßwasser normal findet, in dem er seit ewig schwimmt. Bis man ihn herausnimmt.

## *Rotes Heft von Constance*

Um bei meinen Nachforschungen Zeit zu gewinnen, hat Thomas einen Geschichtsstudenten eingespannt. Ich hätte ihn gerne selbst ausgesucht – immerhin arbeite ich mit ihm – aber Thomas blieb kategorisch. Angeblich könnte ich keinen besseren finden! Ich weiß nicht, ob er der Beste ist, aber ich weiß, dass er intrigant ist und sich dabei Mühe gibt. Kommt aus einer anderen Zeit und hängt obendrein am Tropf der Hochtechnologie. Er ist fasziniert von Elon Musk und seinen Raketen zum Mars. Er scheint täglich über den Fortschritt des neuesten Raumschiffes informiert zu sein. Ich verstehe nichts davon. Dennoch kann er es nicht lassen, mir das interstellare Leben zu erklären. Im Übrigen schreibt er an einer Dissertation in Geschichte über Troubadoure, ich sollte daran denken, ihn nach dem genauen Thema zu fragen. Der Besessene muss fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig sein. Er heißt Aurélien. Er behauptet, diesen Vornamen seiner Mutter zu verdanken, die hochschwanger den gleichnamigen Roman von Aragon verschlungen hat. Wäre ich Mutter gewesen, hätte ich gezögert, meinem Sohn die leicht deprimierte Nonchalance dieses Auréliens anzudichten. Die Frage stellt sich nicht, ich werde niemals einen Vornamen auswählen müssen.

Zurück zu meinem Aurélien, eine große Hopfenstange mit leicht wippendem Gang, mal als Computerfreak, mal als Page. Alles hängt vom Blickwinkel ab, aus dem man ihn betrachtet. Mir ist übrigens aufgefallen, dass er zwei sehr unterschiedliche Profile hat. Das geht so weit, dass ich manchmal den Eindruck habe, es nicht mit der gleichen Person zu tun zu haben. Nur seine Adlernase sticht bei beiden hervor. Ich glaube, ich gebe jedem von ihnen einen Kosenamen.

Die Gegenwart Auréliens wirkt einerseits schwer durch den Ernst, den er allen Dingen verleiht, andererseits ist sie verrückt wegen seiner scharfsinnigen und völlig schrägen verbalen Ausfälle. Er ist intelligent ohne intellektuell zu sein, er kapiert sofort, was ich von ihm erwarte, und arbeitet mit den Reflexen eines Ermittlers und der Präzision eines Uhrmachers. Ein Mädchen wartet manchmal am Büroausgang auf ihn, aber niemals dasselbe.

Da ich die früheste Kindheit von Louis erforsche, habe ich ihn gebeten herauszufinden, wie die Familie von Louis vom Institut erfahren hat und wie sie die Mittel aufreiben konnte, ihren Sohn ins Internat zu schicken. Ich weiß noch nicht, ob daraus eine Filmszene wird, aber ich muss verstehen, muss wissen, was passiert ist, dass der Sohn des Sattlers aus einem kleinen Dorf am Königlichen Institut für junge Blinde in Paris landete.

Eine Woche später stürmte Aurélien in mein Büro.

Dank der Briefe, die er im Archiv der Pfarrei gefunden hatte, wurde uns klar, wie Palluy und Becheret mit Aufmerksamkeiten und heimlichen Kungeleien gewetteifert hatten, die den kleinen Braille glauben ließen, die Vorsehung habe sich seiner angenommen.

Louis war ihre Schwäche, bei einem aus Altersgründen, beim anderen wegen seiner Jugend.

Man liebt nicht aus Pflichtgefühl – das wissen sogar die Pfarrer, die dennoch von Liebe predigen, als gäbe es sie auf Befehl. Entweder ist das zu hoch für uns, oder es taugt nichts. Eine Tatsache, die man leben muss, um daran Maß zu nehmen. Abt Palluy hatte schon zu viel gelebt, um sich dieses Vergnügen auf seine alten gezählten Tage zu versagen. Das Zusammensein mit Louis empfand er als Gnade.

Was Becheret betrifft, der hatte sich überraschen lassen. Natürlich war er vor einer möglichen Nähe zu einem Schüler gewarnt, aber zunächst hatte er Braille gar nicht für einen Schüler gehalten ... Man sieht nur, was man zu sehen wünscht. Und sieht man es, ist es manchmal zu spät.

## *Rotes Heft von Constance*

Als Thomas mich bat, eine Szene zu schreiben, in der ich das Leid der Eltern von Louis nach dem Unfall »zeigen« sollte, war ich sprachlos. Das Leid auf dem Gesicht von Eltern, deren Sohn erblindet, scheint mir ausreichend, da muss man nichts hinzufügen. Ich befürchtete, Thomas übertreibe, eine Frage seines Charakters. Das Leid findet seinen ganzen Ausdruck nicht immer im Gesicht, hatte ich Lust ihm zu antworten. Es ist öfter stumm, als dass es schreit, Thomas.

Mein innerer Dialog mit Thomas – mit dem ich öfter spreche, als er sich denken kann – gab mir die Antwort. Ja, das Leid von Simon würde stumm sein, und zwar total.

So kam mir die Idee, die ich zunächst für eine weltbewegende Eingung hielt, der Vater von Louis wäre ins Stummsein gerutscht, so wie man vorsichtig ins kalte Wasser eintaucht, nachdem man von der Sonne gegrillt wurde.

Für immer zu schweigen ist eine Versuchung. Es ist erholsam. Zutiefst. Das schläfert das Übel ein. Es klingt vielleicht seltsam, aber erst nachdem ich die Szene der Eltern von Louis in ihrem Bett geschrieben hatte, sah ich die Verbindung zu einer Episode aus meiner Jugend. *Auch ich* hatte die Erfahrung eines solchen Stummseins gemacht, die Zeit, wieder Geschmack an den Worten zu finden, so wie eine Diät den verlorengegangenen Appetit wieder weckt.

Auch ich wollte herausfinden, wie die anderen reagierten, ob sich die anderen darauf einstellten oder nicht, und ob es möglich wäre, sich anders verständlich zu machen als mit Worten.

Die Schule hatte sich überhaupt nicht darauf eingestellt. Man hatte meinen Eltern geraten, mich auf der Stelle zu einem Psychologen zu schicken. Zu Zeiten von Louis gab es kein Unterbewusstes, keine Analyse, keine psychologischen Notaufnahmen. Keinen, der in der Psyche nach Verdrängtem herumwühlt. Die Pfarrer versuchten mehr schlecht als recht, die sich ihnen öffnenden Seelen zu ergründen, das war's. Was man nicht auf einem Sofa sagte, wurde in den Beichtstühlen geflüstert, einem guten Freund anvertraut oder blieb für immer in den gebrochenen Herzen

versiegelt. Die Stärkeren wandelten ihre Schmerzen in etwas anderes um. Die Schwächeren wurden noch schwächer. Louis gehörte zu Ersteren.

Dem von der Schule empfohlenen Psycho fiel nichts anderes ein, als mir zuzuhören, »hörte meiner Stille zu« für zweimal hundert Francs die Woche, was meine Eltern etwas heftig fanden. »Deine Langnese weiß, wo's langgeht«, scherzte mein Vater, der, in der Hoffnung, dass es vorbeiginge, bei Tisch alle möglichen Provokationen zum Besten gab, um mir ein Wort zu entlocken. Am Ende war er, glaube ich, stolz auf meine Entschlusskraft. Meine Schwestern liebten diese neue Art des Weder-Ja-noch-Nein. Meine Mutter, von jeher ungeduldig, stieß kleine schrille und unerwartete, tierisch aufgeregte Schreie aus, so verzweifelte sie in ihrer Ohnmacht an meinem Schweigen.

Ich weiß nicht, worauf ich aus war. Eine andere Welt, weniger scheinheilig. Ich war müde. Von meinem ernststen Wesen, vielleicht. Eines Tages, als ganz kleines Mädchen, hatte ich meine Mutter einmal gefragt, wann ich nicht mehr die Älteste sein würde. Aber es kam keine Wachablösung. Ich passte also weiter auf meine kleinen Schwestern auf, die Mama so drollig fand, wenn sie ihre Ranzen nach dem Unterricht auf den Treppenabsatz warfen und sie erst am nächsten Tag wieder holten. »Zum Arbeiten bleibt noch genügend Zeit, wenn man Kind ist, muss man spielen. Wenn man das vergisst, ist es aus, das lernt man nie mehr.« Zu Hause spielten wir also, um zu spielen. Alles, die ganze Zeit. Und ich machte den Spielverderber mit meinen Heften und meinen Büchern, die ich nach dem Nachmittagskaffee, der sowieso schon über die Maßen ausgedehnt wurde, hochnäsig auf den Küchentisch legte. Ich wollte meinen Schwestern zeigen, dass es noch eine andere Realität als die unserer Mutter gab. Fleißig zu sein war meine Art und Weise ihr die Stirn zu bieten, meinen Platz in dieser Familie von, je nachdem, sanften Träumern, Poeten, Unverantwortlichen oder Weisen zu finden.

Die Welt meiner Eltern war sich selbst genug. Ich aber erstickte darin. Die Leute liebten die lustige und unkonventionelle Atmosphäre, die meine Mutter ungewollt schuf, indem sie sich einfach so gab, wie sie war, ohne sich zurückzuhalten. Wenn sie keine Lust hatte zu kochen, gab es zum Abendessen Cornflakes und in Milch eingeweichten Kuchen. Mein Vater,

der sich nur an wenigen Dingen störte, erinnerte uns daran, dass auf dem Land, also dort, wo er herkam, das Abendessen aus »Brotpudding« bestand, harten Brotbrocken in einer Trinkschale mit süßer Milch. Wir beklagten uns übrigens nicht.

Unsere Mutter gehörte nicht zu den sogenannten Hausfrauen, die alles tadellos erledigten. Sie war alles andere als eine Frau der Pflicht. Entweder machte sie etwas aus freien Stücken oder ließ es sein. An den Tagen, an denen sie keine Lust hatte, allein zu Hause zu bleiben, sah sie eine von uns an und sagte: »Du fühlst dich doch nicht so wohl, oder?« Da Kinder das Unterschwellige immer besser verstehen als das Gesagte, verstanden wir, was wir verstehen sollten: »Liebling, ich möchte, dass du bei mir bleibst.« Bei uns gab es haufenweise Entschuldigungsschreiben an die Schule, die alle mit dem Satz »Da meine Tochter unpässlich war ...« begannen. Wie ich das schreibe, fällt mir etwas auf. Wir hatten nicht den Eindruck zu lügen, wenn wir am nächsten Morgen unsere Entschuldigungsbriefe wegen Krankheit übergaben. Jemand litt, richtig. Aber das waren nicht wir. Das war sie. Mama litt an manchen Tagen, weil sie die Einsamkeit nicht ertragen konnte. Ist das eine richtige Krankheit? Eine richtige Entschuldigung? Errieten wir es? Heute ist das sonnenklar. Sie war nicht nur lebensfroh.

Es braucht so viel Zeit, um unsere Eltern anders als mit unseren Kinderaugen zu sehen.

## Drehbuch, Szene 4. Zehn Jahre alt. Kutsche zwischen Coupvray und Paris

An die Seite seines mächtigen Vaters gelehnt erträgt ein Kind mit opalartigen Augen und schwächlichem Körper geduldig das unaufhörlichen Rütteln und Schütteln der Postkutsche und die nicht enden wollende Zeit, die sie noch bis Paris brauchen. Der Tag bricht gerade herein. Die Kutsche fährt durch das mit Reif überzogene Land. »Versuch zu schlafen«, flüstert ihm sein Vater ins Ohr. Das Kind antwortet nicht. Döst es schon? Es braucht seine Augenlider nicht zu schließen, um einzuschlafen. Nein, es lauscht. Ein anderes Ohr als das seine würde nur das Donnern der Wagenräder auf den Steinwegen hören, das die Reisenden davon abhält, sich zu unterhalten. Es hört darüber hinaus. Es nimmt die Geräusche der erwachenden Landschaft wahr. Es atmet die feuchte und mit Pflanzenduft durchtränkte Morgenluft ein, die sich unter dem Wagendach angesammelt hat. Es überlässt seinen Körper den Erschütterungen des Wagens und lässt sich gegen seinen immer noch so starken Vater werfen.

Der Vater des jungen Knaben hat den Eindruck, direkt auf der Achse zu sitzen. Alles erzittert. Ihm ist kalt. Die Reise wird lange dauern. Ihr Atem formt vor den Gesichtern kleine bläuliche Wölkchen, die auftauchen und verschwinden. Alle sind eingemummt und haben ihre Beine mit vom Kutscher ausgeteilten Fellen bedeckt. Louis hat zwei, seines und das seines Vaters, das er ihm ohne sein Wissen über die Beine gelegt hatte.

Wenn er nicht schreien müsste, um gehört zu werden, würde Louis den, der seit seiner Geburt über ihn wacht, fragen: »Papa, muss ich Angst haben?« Wenn er es nicht sagt, dann nicht wegen des Lärms. Er schweigt, weil es sein Vater schon weiß. Er schweigt, weil die Dunkelheit, die ihn umgibt, seinen Vater mehr schreckt als ihn. Er schweigt, weil er weiß, diese von ihm herbeigesehnte Reise ist endgültig. Er schweigt, weil er gerade zehn Jahre alt geworden ist. Er schweigt, weil ein Blinder zu schweigen hat.

Im Gefährt versucht ein Ehepaar angestrengt zu vermeiden, ihn anzusehen. Ihre kleine Tochter dagegen beobachtet ihn offen, ganz ohne Scham. Sie gibt sich der Faszination hin, die dieser seltsame Junge auf sie ausübt. Eindringlich betrachtet sie den, der sie nicht ansehen kann, nicht einmal,



dass er angesehen wird. Sie fragt sich, was sich hinter diesem zarten und leicht erstarrten Gesicht des Jungen mit den blonden Locken verbirgt, der ihr direkt gegenüber sitzt. Sie beobachtet die starren und milchigen Augen, die aber unterschiedlich sind. Im rechten Auge ist ein azurblauer Strahl zu sehen. Ja, Louis hat blaue Augen. Heute ähneln sie zwei Mondsteinen. Man erkennt noch in der Trübung Fädchen von Durchsichtigkeit, Beweis, Spur und Erinnerung an eine Linse, die einst das Licht eingefangen hat.

Die Augen von Louis ähneln der Oberfläche eines gefrorenen Sees, denkt sich das kleine Mädchen. Ob noch irgendetwas darunter lebt, so wie Fische, die unter dem Eis schwimmen?

Pater Palluy war so vorsorglich, seinen Schützling zu warnen, ihm zu erklären, wie man Jungen wie ihn behandle. Wenn man sich in ihnen täusche, sei das normal. Man darf deshalb keinem böse sein, hat sein alter Freund hinzugefügt. Wenn einem alles genommen wurde, was die Würde eines menschlichen Wesens ausmacht, läuft man Gefahr, sie zu verlieren.

Louis weiß wohl, dass es noch viele Dinge gibt, die er nicht hat lernen können. Mit dreieinhalb Jahren konnte der kleine Junge, der für alles empfänglich ist, nicht mehr sehen, wie andere sich verhalten. Wenn man die Gesten der anderen nicht nachahmen kann, nicht die Art und Weise, wie sie sich verhalten, ihre Gangart, ihr Lächeln – ja, auch das Lächeln lernt man –, wie soll man da die Welt erobern? Der Blick ist für ein Kind der Königsweg ins Leben. Haben wir unsere Gesichtsausdrücke gelernt? Haben wir unbewusst unsere Tonleitern geübt, wenn das Auge aufs Notenblatt der allerersten geliebten Gesichter fiel? Freude, Abneigung, Zorn, Traurigkeit ... Unendliche und subtile Tonleitern, die jene niemals üben werden. Seltsam nur, dass Louis dies nichts bedeutet. Was ihm über alles zusetzt, sind die für ihn unveränderlich schwarzen Buchseiten. Damit konnte er sich nie abfinden. An diesem Morgen nähert er sich geöffneten und für ihn lesbaren Büchern. Zumindest glaubt er das, als er sein kleines Dorf in der Provinz Beauce hinter sich lässt, auf dem Weg in eine unbekannte Hauptstadt, wo das königliche Institut für junge Blinde ihn erwartet, der einzige Ort mit der Aussicht, es sei keine verlorene Mühe, solche wie sie auszubilden.

Er würde gern wissen, wie die Welt aussieht, die große, die um seinen kleinen vertrauten Kreis von Coupvray drum herum. Wie sieht sie aus, eine

Stadt mit Häusern, wo die Leute übereinander leben, wie ihm das seine Mutter erzählt hat? Er wird es nicht erfahren.

Er ist immer neugierig gewesen. Er ist geduldig geworden. Er weiß, dass sich ihm, anders als den anderen, die Welt nicht in kurzen Augenblicken hingibt. Bei ihm müssen die Sachen sich erst einmal setzen, brauchen ihre Zeit, bevor sie sich zeigen. Sie offenbaren sich nicht, er muss sie offenlegen, zu ihnen gehen, sie berühren. Er kann warten, vertrauensvoll, es ist nur eine Frage des Rhythmus. Er kann noch nicht abschätzen, dass gerade darin seine Kraft liegt, jene Kraft, die ihn schließlich dahin führen wird, etwas zu erfinden, was er am Ende dieser Straße nicht finden wird.

Louis wünschte sich so sehr, kein Sorgenkind zu sein. Er macht sich Vorwürfe. Er weiß, wie sehr sich seine Eltern seiner wegen angestrengt haben. Er hat ihr Leben verändert. Aber nicht so, wie ein Kind das Leben der Eltern ändert. Sie haben alles ihm zuliebe in Kauf genommen, sogar ihn wegzugeben. Louis spürt, dass er weggehen und ihnen zeigen muss, dass ihm etwas gelingen kann. Er wünscht sich so sehr, sie mögen daran glauben. Ab sofort sollen sie daran glauben, ohne jeden Beweis. Haben sie nicht immer an ihn geglaubt? Aber dieses Mal bittet er sie, ihm auf Abstand zu vertrauen, ohne Blickkontakt.

Louis würde sie so gern entlasten. Ganz allein die Last seiner Blindheit tragen, die seine Eltern und seine Schwester bedrückt. Aber er spürt sehr wohl, dass sein Weggang sie überhaupt nicht erleichtern würde, sondern sie noch weiter niederdrückt. Louis weint trockene Tränen. Er schluchzt im Rhythmus der rumpelnden Kutsche, damit keiner etwas davon bemerkt.

Das kleine Mädchen starrt noch immer auf sein Gesicht, hofft sicher darauf, durch ihre eindringliche Art am Ende noch die Aufmerksamkeit des zurückhaltenden Jungen auf sich zu ziehen. Ihre Mutter fühlt sich nicht wohl dabei, will das ungleiche Gegenüber der beiden Kinder unterbrechen, sagt zu ihrer Tochter, um sie von Louis abzulenken: »Sieh dir doch die Landschaft an, da vergeht die Zeit schneller!«

Sie ist sich augenblicklich bewusst, wie grausam ihre Worte in den Ohren eines Kindes klingen müssen, das die Landschaft niemals vorbeiziehen sieht, und wirft dem Vater von Louis einen verzweifelten Blick zu, der ver-

stört wirkt und wie so oft kein Wort sagt. Alles in der Kutsche erstarrt. Das Unbehagen ist greifbar. Aber das Mädchen steht in aller Ruhe auf, setzt sich ganz nah neben Louis, damit er es besser hören kann und beschreibt ihm mit ihrer Kinderstimme alles, was er nicht sieht und zu beiden Seiten der Pferdekutsche vorbeizieht. Louis riecht den Lavendelgeruch auf der Haut des Mädchens, spürt ihre Haarsträhnen, die seine Wange streifen, als sie näherkommt, um mit ihm zu sprechen. Er ist durch diese schwebende Präsenz an seinem Ohr aufgewühlt. Er könnte wetten, die Kutsche fliegt eher über die Straße, als dass sie auf ihr rollt.

Louis wird von nun an geführt von der kristallklaren Stimme, die von dunklen Pappelalleen, weißen Feldern, leuchtenden Kirchtürmen erzählt, so *sieht* Louis die Landschaft für den Rest der Reise.

Eine schwarze Kutsche zerteilt das vereiste Grün der Landschaft. Auf der Rückbank sitzt ein kleiner Junge ohne Blick und versucht, einem kleinen Mädchen, das er nicht sieht, ein Lächeln zu schenken.

### *Rotes Heft von Constance*

Ich frage mich, wie er unbeschadet aus der Wärme seines Familienlebens in die Strenge des Internats überwechseln konnte, wo er im Herbst 1819 eintraf. In seinem Dorf wurde Louis von allen Widrigkeiten ferngehalten. Es war mehr als ein Dorf, es war eine tentakelartige Familie, die mit all ihren Armen ständig über ihn wachte. Für Louis existierte das Schlechte nicht, weder drinnen im Haus, noch draußen im Dorf. Das Nest im Zweig war innige Liebe, und der Baum war Zärtlichkeit. Das zu verlassen bedeutete, sich den anderen zu stellen, den Guten wie den Bösen. Die Bösen existieren nicht, solange man ihnen nicht begegnet ist. Die erste Begegnung macht sprachlos oder überrascht bestenfalls. Ich sehe mich mit achtzehn Jahren, eine kleine Provinzlerin, gerade in Paris angekommen, in einem Zustand fröhlicher Arglosigkeit, hatte Erlebnisse, die mich davon hätten heilen sollen, was aber nie gelang. Der Exhibitionist, der mir in der *Rue Notre-Dame-des-Champs* an einem der ersten Tage den Weg versperrte, hatte mich nur gelähmt, aber nicht misstrauisch gemacht. Meine Familie hatte mich immer über Feindseligkeit und Börsartigkeit im Unklaren gelassen. Beabsichtigt war das von meinen Eltern nicht, die mich zu jung und zu früh bekommen hatten, um irgendeine Idee davon zu haben, wie sie ihre Kinder erziehen wollten. Ich wurde instinktmäßig durch ältere Kinder erzogen, die keinen Grund sahen, wovor man uns hätte warnen und schützen sollen.

So wie die Mutter von Louis, die durch den Alltag und ihre aufzuziehenden Kinder in Beschlag genommen war, hat auch meine Mutter das gemacht, was sie für richtig hielt. Man weiß ohnehin erst im Nachhinein, ob man es gut gemacht hat. Ich war sicher nicht gegen das Böse gewappnet, denn ich konnte es nicht erkennen. Auch sind mir »Dreckskerle« begegnet. Und wenn ich es gewusst hätte, hätte ich irgendwas anders oder besser gemacht? Nichts zu wissen kann helfen. Man traut sich. Wirft sich lustig ins Leben wie in ein riesiges Wellental und weiß nicht, dass das Meer einen verschlingen kann.



## Drehbuch, Szene 5. Zehn Jahre alt, Straßen von Paris

Louis schafft es nicht mehr, die von außen in die Kutsche dringenden Geräusche auseinanderzuhalten. Es riecht anders, die Luft ist schwerer. Noch bevor das Mädchen es sagt, ist ihm klar, die Kutsche ist in der Hauptstadt angekommen. Plötzlich wird ihm bange.

Er wollte schnell ins Institut, den Schmelztiegel all seiner Hoffnungen, und auf einmal vergeht ihm der Sinn danach.

Da er nun sicher ist, dort Schüler zu sein und lesen zu lernen, kostet er seine letzten Kindheitsmomente im sich immer noch hin- und herwiegenden Wagen aus, in dem er seit fast vier Stunden unterwegs ist.

Simon greift nach der Hand seines Sohnes, um ihm beim Aussteigen aus der Pferdekutsche behilflich zu sein, und will diese loslassen, wenn er das Trittbrett verlässt. Aber er entscheidet sich anders, nachdem er einen Blick auf den *Place des Innocents*, die Endhaltestelle ihrer Kutschfahrt, geworfen hat. Ungewollt drückt er sie sogar fester. Im gleichen Moment bedauert er dies, weil er weiß, dass sein kaum wahrnehmbarer Handdruck der übersteigerten Empfindsamkeit seines Kindes nicht entgangen sein konnte. Louis ist trotz seiner Reife und Willenskraft noch ein Kind, sagt er sich. Dennoch wird er ihn in einigen Stunden der großen Stadt überlassen, die sie einkreist, eine wimmelnde und ungaßliche menschliche Flut, die auf sie zurollt, eine Menge fremder Gesichter und Fremde, die sie anstarren. Louis sieht sie nicht, denkt der Vater, um über das Unabänderliche hinwegzukommen. Wie soll man sein Kind dem überlassen, was es in Unruhe versetzt, dem Unbekannten?

Ein Dorf spendet Wärme, denkt Simon. Es beschützt auch. Es wacht über die Verletzbarsten, sie werden zu Kindern der Gemeinschaft.

Alle kennen dort Louis, vor allem kennt Louis jeden, erkennt ihn, und nicht nur an der Stimme. Der Gang, die Länge der Schritte, das Rascheln der mehr oder weniger schweren Stoffe, all das sagt ihm etwas. Bei Spaziergängen mit seiner Mutter spielen sie das »Rat mal, wer da kommt«. Er gewinnt oft.

Und wer könnte seinen Sohn in der Werkstatt ersetzen, fragt sich Simon. Louis gelingt es zu »sehen«, ob die Häute genügend Glanz haben,

einfach beim Berühren, es ist ihre Weichheit unter seinen Fingern. So hat er es seinem Vater erklärt, der, verblüfft über seine Fertigkeit, nachgefragt hat. Niemand bringt das Leder besser zum Glänzen als er.

Plötzlich fühlt sich Simon wegen dieses schäbigen und ungehörigen Gedankens beschämt. Errät er, dass er diesen braucht, dieser seinen Verstand auf Nebensächlichkeiten lenkt, damit er die Hauptsache nicht spürt, den unerträglichen und befürchteten gähnenden Abgrund, den sein geliebter Sohn mit seinem Fortgang hinterlässt?

Dieses Kind, so anders wie die anderen, hat in seinem Leben einen Platz eingenommen wie sonst kein anderer. Mit niemandem hat Simon ein solch blindes Einverständnis gehabt. Einverständnis, wie schön ist dieses Wort. Es stammt von seiner Frau. Sie kennt viel mehr Wörter als er. Sie liest Bücher. »Du und dein Louis, ein einziges Einverständnis!«, sagt sie oft, als wär's ein Vorwurf.

Sie hat ohne Zweifel nie gewusst, dass Einverständnis beziehungsweise Konnivenz von *convivere* kommt, was »die Augen schließen« bedeutet ... Wörter können mehr Witz haben als wir und uns überflügeln.

Simon wird aus seinen Gedanken herausgerissen und wendet sich seinem Sohn zu, der mit gesenktem Kopf geduldig darauf wartet, sein Vater möge irgendetwas machen.

Seine Hand liegt immer noch im Griff der väterlichen Pranke, die andere wird von dem Mädchen gedrückt, das ihn nicht verlassen will, so als seien ihm Handschellen angelegt. Von einem Kind, das ihn von nun an für immer beschützen will, und einem Vater, der es weiterhin tun will. Liebe kann fesseln. Louis weiß das bereits. Monsieur Braille muss die Hand seines Sohnes loslassen, um in seiner Geldbörse zu kramen und die Fahrt zu bezahlen. Die Eltern des Mädchens reißen es von Louis fort, versprechen ihm, es würde ihn wiedersehen, damit es aufhört zu schreien. Louis hört, dass sich die Familie entfernt. Die schrille Stimme des Mädchens wird schwächer und entschwindet, aufgesogen von der großen Menschenmenge auf dem Platz.

Louis, der noch nie den Arm seines Vaters brauchte, um sich in Coupvray zurechtzufinden, ergreift ihn für diesen ersten Gang durch Paris. Obwohl er nie vorangeht, ist es seine Art, »auf geht's« zu sagen und ihnen beiden